

Woche-Titel: Heimat

Überall und nirgends

Wir opfern sie globalem Wandel und Bewegungsdrang, doch wir können nicht ohne HEIMAT leben

VON IRENE STRATENWERTH

Zum Beispiel Apfelkompott. Der Geruch, der beim Einkochen großer Mengen von Fallobst entsteht, in einem alten Haus, wo es Steinfußböden gibt, einen großen Garten und einen modrig-dunklen Keller. Ein solcher Geruch löst bei mir unweigerlich Heimatgefühle aus: Erinnerungen an ein Haus, in dem ich als Kind nur manchmal war, einen Ort, wo ich nicht geboren bin und wo ich auch nicht leben möchte.

Gerüche sind flüchtige Wahrnehmungen, aber zuverlässige Wegweiser zu unseren prägenden Erfahrungen. Und Heimat, ein Begriff, der so erdenschwer daherkommt, bezeichnet eine meist eher flüchtige Wahrnehmung, ein Gefühl, das sich nur wirklich entfaltet, wo es der Mangel nährt. „Das eigentliche Heimatgefühl ist Heimweh“, schreibt der Schriftsteller und Jurist Bernhard Schlink in einem Essay über „Heimat als Utopie“. Für ihn hat Heimat ihren Ort in der Vergangenheit und in der Zukunft, selten jedoch in der Gegenwart.

Heimat ist dort, wo man zur Erde Du sagen kann, hat Kurt Tucholsky geschrieben. Heimat ist etwas, „was allen in die Kindheit scheint“ und „worin noch niemand war“, meinte der Philosoph Ernst Bloch. „Da, wo's mir gut geht, ist mein Vaterland“, definierte Aristophanes. Laut einer Woche-Umfrage empfinden 36 Prozent der Deutschen ihren Wohnort als Heimat, ebenso viele die Familie, 19 Prozent den Geburtsort, 5 Prozent die Freunde (siehe Grafik).

Tausendfach verkitscht und tausendfach missbraucht bleibt die Lie-

be zur Heimat doch eine Triebkraft, zu der sich jeder und jede leichten Herzens bekennt. Heimat ist ein gut verkäufliches Produkt, je nach Geschmacks- und Gehaltsklasse, in Form von Volksmusik-Hitparaden oder edlen Landhausmöbeln. Aus angeblicher Heimatliebe schlagen rechte Quadratschädel auf alles ein, was ihnen fremd vorkommt. Und auch diejenigen, die sich vor anrollenden Castor-Transporten auf die Straße werfen, geben vor, dies zum Schutze ihrer Heimat zu tun.

Sogar die Deutsche Mark ist nicht mehr sicher davor, zum Objekt stürmischer Heimatgefühle zu werden, zum Souvenir aus einer Zeit, in der wir noch wussten, wer wir waren. Die Einführung des Euro, so fand das Kölner Marktforschungsinstitut Rheingold jetzt heraus, macht der deutschen Volksseele schwer zu schaffen, denn sie bedroht den „zentralen Splitter einer deutschen Identität“. In 44 „Tiefen-Interviews“ mit Ost- und Westdeutschen erlebten die Forscher Reaktionen „von Schweigen bis zu Wutausbrüchen und Weinkrämpfen“ auf die bevorstehende Abschaffung der Deutschen Mark. Der Euro sei „heimatloses Geld“, brach es angeblich aus einem der Befragten hervor, ein anderer hatte laut Rheingold schon angefangen, ein D-Mark-Sammelalbum für seinen Enkel anzulegen, „damit er weiß, wo seine Wurzeln sind“. Die Forscher befürchten sogar, dass die Abschaffung der einheimischen Währung eine Verschärfung nationalistischer Tendenzen nach sich ziehen könnte.

„Heimat“ ist ein deutsches Wort, in kaum eine Fremdsprache übersetzbar, darin vergleichbar der „Gemütlichkeit“. Doch wer in Deutschland seine Heimat hat, dem wird es hier bald zu langweilig oder zu kalt. Nirgendwo auf der Welt ist die Flucht aus der Heimat so sehr zum Wohlstandsphänomen geworden wie unter den Deutschen: 1 Million deutsche Haushalte verfügen bereits über eine Auslandsimmobilie, weitere 3,5 Millionen trachten danach. Am liebsten in Spanien.

Heimat kann eben überall sein: im Dorf unserer Großeltern wie in der Sushi-Bar an der Ecke, in der stilvoll renovierten Finca auf Mallorca wie im Schrebergarten mit Gartenzwerg. Im

Zeitalter der Globalisierung ist es schick, mindestens zwei möglichst weit auseinander liegende Wohnsitze angeben zu können, und ebenso schick, über ein Gefühl der Entwurzelung zu klagen. Vom wahren Drama des modernen Nomaden aber erzählt der amerikanische Soziologe Richard Sennett („Der flexible Mensch“) am Beispiel des Hausmeisters Enrico und seines Sohnes Rico.

Enrico war ein Sohn italienischer Emigranten, der sich Schritt für Schritt aus der Subkultur der Auswanderer gelöst hatte, mit seiner Familie in einem bescheidenen Holzhaus in einem Vorort von Boston wohnte. Er machte sein Leben lang denselben, eintönigen Job und wusste bereits mit 40, wann er mit welchen Bezügen in Rente gehen würde. Und doch hat Enrico seine Wurzeln in einem berechenbaren Leben als unauffälliger Amerikaner geschlagen. Und wenn er besuchsweise ins alte Emigranten-Milieu zurückkehrt, wird er dort als Erfolgsmensch gefeiert.

Sein Sohn Rico setzt den gesellschaftlichen Aufstieg stürmisch fort. Er studiert, wird technischer Berater im Silicon Valley, heiratet eine Frau, die ebenfalls Karriere in der Hightech-Branche macht, wird Vater. Vier Mal wechselt er mit seiner Familie innerhalb weniger Jahre Wohnort, Firma und Status – mal ist er Angestellter, mal Freiberufler, mal Firmengründer. Doch trotz allen äußeren Erfolgs leidet Rico immer häufiger unter Angstzuständen. Er merkt, dass nichts mehr zusammenpasst. Die Werte der flexiblen Arbeitsgesellschaft – „Bleib in Bewegung, geh keine Bindungen ein und bring keine Opfer“ – bedrohen seine Vorstellungen von Familienleben, von Verpflichtung, Verlässlichkeit und Dauer. Im Gegensatz zu seinem Vater findet Rico keine Brücke mehr zwischen den Werten, die ihn sein Vater gelehrt hat, und den Anforderungen, die er in der Welt zu erfüllen hat.

Dabei hat Rico alles richtig gemacht. Regelmäßig ist in Wirtschaftsblättern zu lesen, woran es den deutschen Arbeitskräften und Erwerbslosen gebricht – an der Bereitschaft zur Mobilität. Eine Initiative von mittelständischen Unternehmen im Schwarzwald etwa, die versuchte, mit

einer aufwendigen Aktion Arbeitskräfte aus Sachsen-Anhalt anzuwerben, musste scheitern: 80 Prozent der angebotenen Arbeitsplätze blieben unbesetzt.

Doch wer kann wirklich ermessen, ob der Arbeitslose aus Salzwedel oder Duisburg, der den Ortswechsel verweigert, einfach zu engstirnig, bequem und verwöhnt ist? Oder ob er aus reiner Notwehr auf jenen Dingen beharrt, die sein Leben noch zusammenhalten: Familie, Nachbarn, Schule, Gärtdchen und Sportverein?

Eine Heimat zu haben ist eine Qualität von nicht messbarer und zugleich unermesslicher Bedeutung für unsere Lebensgeschichte, unsere seelische Gesundheit. „Je schlimmer es um einen Menschen bestellt ist, je brüchiger sein Selbstgefühl ist, desto nötiger hat er Heimatgefühle, die wir darum eine Plombe für das Selbstgefühl nennen“, schreibt der Psychoanalytiker und Ethnologe Paul Parin. „Wir sagen: Wer ein gutes Selbstgefühl hat, der hat Heimat, wem es daran gebricht, der habe Heimat.“

In der politischen Landschaft wird er sie nicht mehr finden. Bis vor wenigen Jahrzehnten noch, so meinen die Politologen Franz Walter und Tobias Dürr („Die Heimatlosigkeit der Macht“), boten Volksparteien wie SPD und CDU „große und geschlossene kulturelle Heimaten“, sie wendeten sich an eine Klientel, deren Lebenslage und deren Forderungen berechenbar waren. Der 25-jährige Facharbeiter aus dem Ruhrpott war in den 60er Jahren mit großer Sicherheit Wähler der SPD; heute, so schreiben die Politologen, wäre er vermutlich kein Arbeiter mehr und vielleicht Anhänger der DVP.

Heute wollen die Wähler mal dieses, mal jenes: zuerst eine kräftige Steuersenkung, dann lieber wieder soziale Sicherung. Im Supermarkt der Parteiprogramme und der politischen Versprechen kaufen sie ein, was ihnen in wechselnden Lebenslagen gerade am dringlichsten erscheint. Und die Parteien, die versuchen es ihnen recht zu machen, „haben sich in voller Fahrt entfernt von ihren Heimathäfen und sind irgendwo draußen auf dem aufgewühlten Meer des Wandels“.

Heimat ist dort, wo wir die Spielregeln kennen und verstehen. „Immer wieder treffe ich Deutsche aus den neuen Ländern, die mir sagen, sie fühlten sich im Exil“, schreibt Bernhard Schlink, „obwohl sie leben, wo sie schon immer lebten, wohnen, wo sie schon immer wohnten, und vielleicht sogar in derselben Fabrik, Behörde, Schule oder Zeitung arbeiten, in der sie schon vor der Wende arbeiteten.“ Die Menschen fühlten sich dennoch nicht wie zu Hause, überfremdet quasi durch Gesetze und Regeln, an deren Zustandekommen sie nicht beteiligt waren. So gesehen wäre der Fremdenhass nichts anderes als ein unbeholfener Ausdruck für das Gefühl der Fremdheit im eigenen Land.

Heimat, behauptet Schlink, ist kein Ort und hat keinen Ort. Heimat ist einerseits eine Erinnerung, die noch dem ödesten Kaff einen gewissen Glanz verleihen kann: „... etwas vom Glück der ersten Schritte an der Hand der Eltern, von dem guten Gefühl nach dem Fußballspiel mit den Freunden, von der wohligen Trägheit der Sommertage im Schwimmbad und vom Zauber des ersten Kusses“.

Zugleich ist Heimat die Utopie von der Wiederherstellung jenes Kinderglückes – und damit sicher eine der

wichtigsten Triebfedern, um aus der Welt einen bewohnbaren Ort zu machen. Ein Recht auf Heimat jedoch, meint der Jurist Schlink, kann nur als Menschenrecht verstanden werden, „das jedem Menschen einen Ort zuspricht“. Der Versuch, aus dem Zauber der Erinnerung und der Utopie einer „reinen Heimat“ territoriale Ansprüche zu zimmern, ist immer wieder blutig und furchtbar gescheitert.

Nicht immer geht es schließlich so einfach wie beim kleinen Bären und dem kleinen Tiger, die in einem Haus unten am Fluss wohnen. Eines Tages finden sie eine Kiste, die nach Bananen riecht. „Panama“ steht darauf, und so machen sich Bär und Tiger auf den Weg, um ihr Traumland zu finden. Nach allerlei Abenteuern kommen sie wieder an jene Biegung des Flusses, an der ihre Hütte steht, und entdecken dort – ihr Traumland Panama: „Das kleine Haus bei den Sträuchern kam ihnen jetzt so schön vor wie kein Platz auf der Welt.“

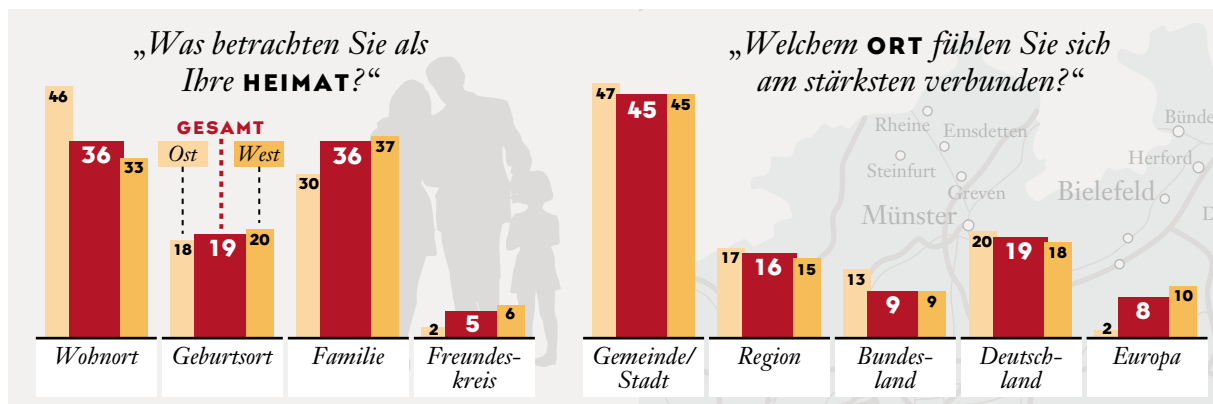
Doch was die Fabel zum Klassiker machte, die glückliche Vermählung von Erinnerung und Utopie an ein und demselben Ort, das passiert wohl doch nur in Kinderbüchern: Ihr Autor, Janosch, wurde in Oberschlesien geboren und lebt heute auf einer Insel im Mittelmeer.

FRANZ WALTER und TOBIAS DÜRR „Die Heimatlosigkeit der Macht“ Alexander Fest Verlag, 2000

BERNHARD SCHLINK „Heimat als Utopie“. Subrkamp Taschenbuch, 2000

RICHARD SENNETT „Der flexible Mensch“. Berlin Verlag, 1998

JANOSCH „Ob wie schön ist Panama“ Beltz Verlag, 1986



© DIE WOCHE, Quelle: Forsa, Datenbasis: 1002 Befragte, Erhebungszeitraum: 2./3. August 2001, statist. Fehlertoleranz: +/- 3 Prozent